

# Die Wolgakinder in Polen

von Erika Müller-Henning

Die rußlanddeutsche Schriftstellerin Erika Müller-Henning wurde aus der diesjährigen Kulturkundgebung der europäischen Jugend in Weimar für ihr Buch „Wolgakinder“ (Junge Generation Verlag, Berlin) mit dem Ehrenpreis ausgezeichnet. Im nachstehend wiedergegebenen Kapitel schildert die Verfasserin die Erlebnisse der Wolgakinder, die auf ihrer abenteuerlichen Reise mitten in Polen steckengeblieben sind und nun auf der Suche nach hilfsbereiten Menschen das kriegszerstörte Land durchstreifen.

Vier ganze Tage wohnten die Kinder schon im Unterstand, und eigentlich fanden sie es gar nicht so schlimm hier. Sie waren allerdings oft ziemlich hungrig, aber dafür war es einfach herrlich, zwischen dem Stacheldraht herumzuklettern und nach alten Gasmasken und Gewehrresten zu suchen und die langen Gänge der Unterstände entlang Verstecken oder Soldaten zu spielen oder Tauchübungen im Teich zu machen und zu versuchen, ob man von einer der zerschossenen Weiden wohl einen regelrechten Kopfsprung ins Wasser machen konnte — aber das glückte nicht einmal Michael.

Das Esten war ja allerdings nicht gerade gut, und bevor sie sich wieder auf die Wanderschaft machten, wollten sie alle sechs noch einmal zu den Bauernfrauen gehen und alle Weinflaschen mitnehmen — da würden sie sicher viel Reisevorrat dafür bekommen. — Kucki, das gefräßige kleine Scheusal, hatte allerdings eine Flasche auszutrinken versucht — er war sehr enttäuscht, daß es nur wie saures Wasser schmeckte — es wurde ihm ganz schlecht, und Traut schimpfte entsetzlich. Aber Eberhard sagte, daß die anderen wirklich etwas besser auf ihn hätten aufpassen sollen — und da war sie dann still. Sie hatte sich überhaupt sehr verändert, seit Eberhard krank war, fanden die Geschwister.

Es war natürlich nicht daran zu denken, daß sie jemals so sein könnte wie vielleicht Mutter — nein, da war ein himmelweiter Unterschied — aber ein bißchen erinnerte sie doch manchmal an sie, wenn sie den Kleinen abends „Gute Nacht“ sagte und dabei irgend so etwas wie einen Kuß gab — oder wenn sie Eberhard zudeckte und ihm zu trinken gab. — Aber natürlich hüteten sich alle, Traut gegenüber merken zu lassen, wie schön sie es fanden, so ein bißchen bemuttert zu werden. Dann hätte sie sie bestimmt ausgelacht. — Sie saß oft mit Eberhard zusammen im Unterstand, weil er noch nicht zu viel an die heiße Sonne sollte. Da wurden nun die weiteren Pläne gemacht — oh, es war wirklich nicht einfach, zu entscheiden, ob man sich an den Eisenbahnschwellen aufstellen und auf den nächsten Zug warten sollte, oder zur nächsten Station gehen — aber in welcher Richtung lag die wohl — oder sich zu Fuß auf die Wanderschaft machen, was Michael durchaus wollte. Aber das würde doch bestimmt viel zu lange dauern.

Eines Nachts erwachte Wolf davon, daß jemand auf seinem Fuß stand. „Au“ sagte er und stieß mit dem anderen Fuß so ein bißchen dahin, wo Didi oder Michael oder wer es sonst war, stehen mußte. Aber dann riß er vor Staunen beide Augen auf,

ja, und die Ohren auch, denn da standen mehrere dunkle Gestalten im Unterstand, die er nicht kannte, und sprachen miteinander, und es klang ganz so, als sprächen sie deutsch. — „Mein Gott, das ist ja eine Bescherung! Lauter Kinder!“ sagte eine tiefe Stimme. — Da fuhren sie nun natürlich alle sechs in die Höhe und guckten verschlafen um sich — mitten in die Gesichter von ein paar deutschen Soldaten hinein. Einer von denen fing nun mühselig an, irgendetwas auf Polnisch zu erzählen — da mußten die Kinder aber lachen. „Wir sind Deutsche“, sagte Traut. „Aber bitte, woher kommen Sie und was tun Sie denn eigentlich hier?“ — „Entschuldigt mal“, sagte ein Soldat, „aber genau dasselbe wollten wir euch fragen.“

Ja, das gab nun eine ganze Menge zu erzählen. Die Soldaten waren Besatzungstruppen und würden wohl noch eine Weile hier bleiben, sagten sie, so lange, bis man genau wußte, was mit dem Land hier geschehen sollte. Und als Besatzungstruppen mußten sie natürlich ganz genau wissen, was hier überall vor sich ging, und da waren sie schon seit ein paar Tagen unterwegs, um festzustellen, ob hier irgendwo noch Menschen waren, bolschewistische Soldaten vielleicht, die sich in der Nähe der Grenze sehr gern herumtrieben.

Nun erzählten die Kinder von ihrer Reise und von Eberhards Kopf und von dem Weinkeller. — „Den wollen wir uns gleich einmal ansehen“, sagten die Soldaten. „Ihr seid ja wirklich eine Prachtbande! Und dann gute Nacht für heute — morgen früh nehmen wir euch mit zur Kompanie. Schlaft also schön aus bis dahin!“ — „Können Sie uns denn nicht lieber gleich weiter nach Berlin schicken?“ „Ja, das wissen wir auch nicht, aber der Oberleutnant wird sich schon etwas ausdenken für euch. Jedenfalls könnt ihr hier nicht wohnen bleiben. Also gute Nacht, kleine Deutsche aus Rußland, wir trinken jetzt auf euer Wohl!“

Das wurde am nächsten Morgen ein lustiger Weg — die Soldaten hatten große Scheren mit, mit denen sie den Drahtverhau einfach kaputtschnitten — ja, da war es natürlich keine Kunst, hier zu gehen. Und wenn ein Graben oder eine besonders schwierige Stelle kam, nahmen sie Eberhard und Kucki auf den Rücken, obwohl sie doch wirklich viel zu schleppen hatten mit den Weinflaschen. Aber die letzten Rüben hatten sie dort gelassen. — „Nee, jetzt bekommt ihr etwas Ordentliches, ihr seid ja sowieso schon so dünn wie die Suppenkasper — nee, vegetarisch kann man im Krieg nicht leben, das geht bestimmt schief.“

Als sie dann an das Wäldchen kanten, machten sie große Augen. „Ja, das haben Traut und Didi gemacht, sie mochten die nackten Kreuze nicht“, sagte Michael. „Und einen ganzen Tag lang mußten wir nichts anderes tun, als Pferdeskelette begraben. Es war scheußlich heiß und schwierig, aber Didi wollte sich totheulen, wenn wir ihr nicht dabei halfen — so sind Mädchen eben!“

Als sie bei dem Quartier der Soldaten ankamen, war gerade Mittagszeit. Man hörte schon von weitem das Geklapper der Löffel in den blechernen Näpfen und lautes Lachen und Rufen. Es war eine ganze Kompanie da, die nicht viel zu tun hatte und nur darauf wartet, endlich wieder nach Hause geschickt zu werden — oder irgend wohin an die Westfront, wo es bestimmt nicht so gemütlich herging wie hier. Die Soldaten, die mit den Weinflaschen und den sechs Kindern ankamen, wurden mit

großem Geschrei begrüßt — man wußte nicht recht, was mehr angestaunt wurde, die Weinflaschen oder die Kinder. Zuerst machten die Soldaten aber Meldung: „Sechs deutschrussische Kinder in einem Schützengraben gefunden“, sagten sie und standen wundervoll stramm da. Ja, aber dann wandten sie plötzlich doch ganz unvorschriftsmäßig ihren Kopf und schauten sich um. Didi bekam nämlich mal wieder einen ihrer Anfälle, und wer das zum erstenmal hört, ist natürlich viel zu erstaunt, um daran denken zu können, stramm zu stehen oder geradeaus zu sehen.

„Nein“, schrie Didi und stampfe mit den Füßen. „So dürft ihr nicht sagen, das ist falsch, so dürft ihr nicht!“

Niemand wußte, was sie eigentlich meinte — von weiter hinten kam rasch ein anderer Offizier heran, und nun standen alle Soldaten so steif da, als kämen sie aus einer Spielzeugschachtel. — „Was ist denn los?“ fragte er den Unteroffizier. „Sechs Kinder, Deutschrussen, die die Patrouille In einem Schützengraben gefunden hat“, meldete der, und Eberhard fing an, wieder einmal die lange Geschichte von der Flucht zu erzählen, obgleich er es allmählich schon haßte, immer die gleichen Fragen zu hören.

Doch es war nicht daran zu denken, irgendetwas zu verstehen, Didi schrie wie am Spieß. Schließlich ging der Offizier auf sie zu und fragte: „Aber was fehlt dir denn um Himmelswillen? Wir tun euch doch nichts“ — „Sie dürfen nicht so sagen“, schluchzte Didi, „kein Mensch darf ‚Deutschrussen‘ zu uns sagen. Wir sind ganz richtige Deutsche, Wolgadeutsche — aber keine Deutschrussen!“ — „Lieber Himmel, deshalb dieser ganze Aufstand!“ Der Offizier verstand das gar nicht — na ja, er war eben kein Auslandsdeutscher — aber nun sagten auch Traut und Eberhard, der vor Müdigkeit kaum mehr stehen konnte, daß sie Wolgadeutsche seien, und daß es nichts Schlimmeres für sie gäbe, als „Deutschrussen“ genannt zu werden.

„Wir sind doch genauso deutsch wie Sie“, sagte Traut. „Unsere Vorfahren sind vor hundertsechzig Jahren ausgewandert und haben in Rußland gelebt, aber sie haben sich nicht mit den Russen vermischt — dann sind wir doch keine Russen.“ — „Seid ihr denn nicht russische Staatsangehörige?“ „Noch, aber was macht denn das? Deshalb bleiben wir doch Deutsche.“ — „Russen oder nicht, zunächst sollt ihr mal etwas zu essen bekommen!“ sagte der Oberleutnant. Ein paar Soldaten brachten Näpfe mit Suppe, und nun saßen sie alle nebeneinander und aßen und erzählten dabei, wie sie hierhergekommen waren und wo sie hin wollten.

Aber Didi, die vor Hunger Bauchweh bekam, wenn sie die gute Suppe nur roch, die aß nicht mit, nein. — „Von solchen, die sagen, daß wir Russen sind, nehme ich nichts geschenkt!“ sagte sie, und schwapp — da hatte sie die Suppe, die der Unteroffizier ihr selbst reichte, ihm vor die Füße gegossen. — O weh, das war schlimm! Einen Augenblick guckten alle voll Angst auf den Oberleutnant. Was der wohl dazu sagen würde? Traut und Eberhard dachten schon entsetzt, daß es noch einmal so gehen würde wie im Eisenbahnwagen mit Kucki.

Doch der Oberleutnant streckte nur seine langen Arme aus und stellte Didi vor sich zwischen seine Knie. „Meinst du, daß wir dazu unsere Suppe bekommen, Kleine? Aber jetzt wollen wir uns einmal ernsthaft über den Fall unterhalten. Also du

willst nicht ‚Deutschrussin‘ genannt werden? Wenn ihr aber in Rußland wohnt und eure Eltern russische Staatsangehörige sind, so nennen wir in Deutschland euch ebenso.“ — „Ja, aber das dürfen Sie nicht. Kein Mensch darf das tun!“ sagte Didi.

„Aber ihr seid doch in Rußland geboren . . .“ — „Pah“, darauf konnte Didi nur lachen, „und ein Pferd, das im Kuhstall geboren wird, nennt ihr in Deutschland dann auch vielleicht eine Kuh? Man kann doch gar nicht ein Russe werden, bloß weil man da wohnt, wenn man in Wirklichkeit ein Deutscher ist, nicht?“ — „Du hast gar nicht so unrecht, Kleine“, sagte der Oberleutnant. „Aber du mußt schon entschuldigen, daß wir euch nun einmal so nennen, wie es alle Menschen in Deutschland tun. Wir haben bisher überhaupt noch nicht viel davon gewußt, daß es euch gibt, wir in Deutschland.“ — „Nicht gewußt? Nicht gewußt, daß es Schwarzmeerdeutsche und Kaukasusdeutsche und Wolgadeutsche gibt und all die vielen anderen?“ Didi schüttelte ganz entsetzt ihren Kopf. „Lernt man das in Deutschland denn nicht in der Schule?“ „Vielleicht wird man das jetzt tun, bisher wenigstens lernte man es nicht.“ — „Und werden dann die Menschen in Berlin denken, daß wir halbe Russen sind?“ — „Alle wohl nicht, aber manche. Darauf mach dich mal ruhig gefaßt!“

Doch da wurde Didi wieder wütend. „Dann will ich überhaupt nicht nach Berlin!“ sagte sie. „Wenn ich ein Minister wäre, dann würde ich sagen, daß jeder Mensch, der ‚Deutschrussen‘ sagt, ins Gefängnis kommt.“ — „O weh, so viele Gefängnisse haben wir gar nicht“, lachte der Oberleutnant. „Aber du kannst ja allen erzählen, daß du eine richtige kleine Deutsche bist. Und jetzt sage mir, ob du auch den nächsten Teller Suppe auf die Erde gießen willst — dann bekommst du nämlich erst gar keine — oder ob du jetzt zu essen geruhen wirst.“ — „Nein“, sagte Didi, „erst müssen Sie den Soldaten sagen, daß uns keiner mehr ‚Deutschrussen‘ nennen darf, auch nicht im Spaß. Und dann müssen Sie ihnen alles erzählen von Katharina der Großen und den Kirgisen, und daß die Russen denken, daß wir sie verraten haben, und uns Steine in die Fenster werfen — vorher esse ich nicht.“ — „Das weiß ich ja alles selber gar nicht so genau“, sagte der Oberleutnant? „aber weißt du was? Heute Abend kommen die Soldaten zusammen und singen ein bißchen und trinken euren schönen Wein aus — da kannst du ja einen Vortrag halten und uns allen erzählen, wie das war mit Katharina der Großen.“

Ach ja, das war wirklich ein guter Vorschlag. Das wollte Didi schrecklich gern tun — alle Soldaten und Offiziere sollten nur kommen und zuhören. Ja, aber die Großen sollten versprechen, auf keinen Fall zu lachen. Und sie wollte dann auch ein Rednerpult haben und auf dem mußte ein Glas Wasser stehen — so haben das die richtigen Redner nämlich. Das sollte sie alles haben, versprach der Oberleutnant, wenn sie jetzt erst einmal vernünftig sein und ihre Suppe essen wollte. Aber sie dürfte nicht heute Abend plötzlich Angst bekommen und erklären, daß sie nicht wisse, was sie sagen wollte.

Nach dem Essen, als die Großen beim Oberleutnant saßen und mit ihm besprachen, wie sie wohl am schnellsten nach Berlin kommen könnten und ob Eberhards Kopf jetzt schon eine Weiterreise aushielt, hatte Didi viel zu tun. Sie lag

auf dem Bauch im Gras und malte Plakate, und ihre Zunge malte wieder einmal mit, so eifrig war sie. Auf den Plakaten stand:

Heute um 7 Uhr abends  
Vortrag von Didi  
über die Wolgadeutschen und allen anderen,  
die keine Deutschrussen sind.  
Eintritt frei!  
Es gibt Wein zu trinken.

Wolf und Kucki, die von einem Soldaten einen großen Topf mit Mehlkleister bekommen hatten, rannten herum und beklebten die Bäume mit Plakaten. Und alle Offiziere und Soldaten versprachen zu kommen.

Es war dann auch wirklich ganz voll von Menschen in der Baracke, in der eine Menge Bänke und Tische standen und auch das Rednerpult, auf das Didi kletterte. Nicht einmal das Glas Wasser war vergessen worden. — Didi nahm gleich zuerst einen tüchtigen Schluck, dann setzte sie sich hin, schlug ihre zerkratzten Beine übereinander und fing an. „Meine Damen und Herren! . . .“ Ja, so sagte sie, denn schließlich saß doch Traut mit unter den Zuhörern.

Und dann erzählte Didi den Soldaten alles, was sie von den vielen Deutschen, die in Rußland lebten, wußte. Sie sagte, daß in den Kolonien kein Mensch auch nur ein Wort Russisch konnte, und sie erzählte, wie anders und wieviel schöner als die russischen Dörfer die deutschen Kolonien seien. Und davon, wie schwer es die Deutschen in Rußland während des Krieges gehabt hatten und daß viele von ihnen nach Sibirien geschickt worden waren, erzählte sie auch. Dann endlich sprach sie auch von den vielen anderen Auslandsdeutschen, die überall in der Welt lebten — nicht gerade nur in Rußland, sondern in Amerika und Afrika und Siebenbürgen und Japan und weiß Gott wo sonst — Didi fielen gar nicht so viele Ländernamen ein. „Vater sagt, daß es viele Millionen Auslandsdeutscher gibt, die anderswo leben müssen, weil Deutschland nicht genug Raum für sie hatte. Aber sie bleiben Deutsche, auch wenn sie manchmal ganz schlecht dafür behandelt werden in den Ländern, in denen sie wohnen. Und die Menschen in Deutschland sollen sich darüber freuen, daß wir sie so lieb behalten haben — und wenn ich nach Berlin komme, gehe ich zur allergrößten Leitung, die es da gibt, und sage ihr, daß sie schreiben soll, daß wir nicht ein bißchen anders sind als die Menschen in Deutschland.“

Zuerst, als Didi anfing, hatten die Soldaten gelacht und Späße gemacht. Aber als sie endlich Schluß machte, da saßen sie alle ganz nachdenklich da. Der Oberleutnant stand auf und sagte: „Das hast du wirklich sehr fein gemacht, Didi.“ Und alle Soldaten klatschten in die Hände und trampelten mit ihren schweren Stiefeln auf die Erde, so daß Didi ganz stolz war.